

Zeitzeugenbericht Frank Kawelovski. Geschildert wird die Zeit im Streifendienst in der Essener Innenstadt-Wache zwischen 1982 und 1984 unmittelbar nach Ausbildungsende.

Quelle: Kawelovski, Frank, „Achtung! Hier Gruga an alle!“ – Die Geschichte der Essener Polizei, Mülheim 2009, S. 384 ff.

Die 80er Jahre in Essen aus eigener Sicht

Das Jahr 1982 markiert meinen Eintritt in den Dienst der Essener Schutzpolizei. Nachdem ich in der Bochumer Polizeikaserne der BPA (Bereitschaftspolizeiabteilung) II meine Ausbildung zum mittleren Dienst absolviert hatte und nach der Abschlussprüfung zum Polizeihauptwachtmeister ernannt worden war, genoss ich das Privileg als einer der wenigen Ausbildungsabsolventen gemeinsam mit einem befreundeten Kollegen direkt nach Essen in den Streifendienst versetzt zu werden. Als Privileg musste man dies betrachten, weil seinerzeit fast alle Beamten nach Abschluss der Ausbildung nach Köln oder Bonn kamen und dort vor diversen Konsulaten und Botschaften Posten stehen und sich vor Ort mit kleinen, angemieteten Kellerlöchern oder unkomfortablen Gemeinschaftsunterkünften als Unterbringungen anfreunden mussten. Mein Freund und ich kamen nach Essen, weil wir zu den ganz wenigen gehörten, die bereits während der Ausbildungszeit ihre Herzensdamen geheiratet, einen Hausstand gegründet und dadurch gegenüber den vielen Junggesellen einen Standortbonus bekommen hatten.

Ernüchternder Start ins Berufsleben

Aus unserem Wunsch, in den von Polizeioberst Beilfuß geleiteten Schutzbereich III in Borbeck versetzt zu werden, wurde nichts und so landeten wir beide im Schutzbereich I in der Gerlingstraße. Nachdem wir in der Ausbildung, die damals für Abiturienten nur 18 Monate dauerte, einen freundlichen Umgang unter den Kollegen und einen guten Zusammenhalt erlebt hatten, wirkte der Einstieg in den Polizeialltag in der Essener Innenstadtwache wie eine kalte Dusche auf uns. Wir hegten beide schon nach kurzer Zeit Zweifel, ob wir den richtigen Beruf gewählt hatten. Die Eindrücke, die wir bereits in den ersten Wochen in unserer neuen Dienststelle gewinnen konnten, waren die von übermäßigem Alkoholgenuss und unnötiger Gewalt. Dies galt zwar längst nicht für die Mehrheit der Kollegen in unserer Umgebung, aber leider für die, die als informelle Führer in der Gruppe das Sagen hatten und durch ihre Dominanz dem Arbeitsleben der Dienstgruppe die Prägung gaben. Am Ende der Nachtdienste wurde es von einigen damals als Normalität angesehen, in der Stunde vor der Heimfahrt eine Flasche Bier nach der anderen zu trinken. Bierkästen waren immer reichlich im Schrank. Während die meisten wenig oder sogar nichts Alkoholisches zu sich nahmen, schluckten einige derart viel, dass sie ihre Autos kaum nüchterner nach Hause lenkten als die Autofahrer, die sie nachts angehalten und zur Blutprobe in die Wache verfrachtet hatten.

In einem meiner ersten Nachtdienste fuhr ich - mangels Diensterfahrung zu Anlernzwecken - als dritter Mann im Streifenwagen mit. In der Bornstraße, direkt hinter der Wache, wurde ein ausländischer Autofahrer angehalten und seine Papiere kontrolliert. Der Mann war nicht alkoholisiert und zeigte sich friedlich. Irgendwie passte meinem Streifenführer aber offensichtlich seine Nase nicht und er zischelte ihm völlig grundlos über das Dach des Streifenwagens Nettigkeiten wie „Is' noch

was, du Wichser? und „Willst du was auf die Schnauze?“ zu. Der Zurückhaltung des Autofahrers und der im Vergleich zu meinem Streifenführer zweifellos höheren sozialen Kompetenz war es zu verdanken, dass es nicht zu einer sinnlosen Schlägerei kam, in die ich womöglich hineingezogen worden wäre. Bei unserer Weiterfahrt amüsierten sich der Streifenführer und der weitere Kollege herzlich über das „dumme Gesicht“ des Typen, dem man ja nun gezeigt hatte, wo es lang geht. Eindruck machte kurz darauf auf mich auch ein Fall, in denen sich ein Beamter von Mitte Zwanzig offensichtlich nach einem Baubudenaufbruch an der Hollestraße auffallend für die Werkzeuge interessierte, die die Täter bei dem Einbruch zurückgelassen hatten. Der Polizeiobermeister rangierte anschließend ungeniert den Streifenwagen zur Baubude und verfiel in Aktivitäten, mit denen ich nichts zu tun haben wollte. Ich verließ das Baugelände, um am Straßenrand auf die Kollegen der Kriminalwache zu warten, die den Tatort übernehmen sollten. Es gab ähnliche Vorfälle, bei denen etwa derselbe Kollege nachts zu einer jungen Autofahrerin, die er zuvor kontrolliert hatte, nach Hause fuhr. Er wollte offensichtlich mit ihr ein Schäferstündchen verbringen, während ich verdonnert wurde, im Streifenwagen zu sitzen und zu hören, ob eventuell ein Einsatz für uns kommt. Auch ein Fall, bei dem einem angetrunkenen älteren Mann, der aus mir nicht bekannten Gründen in die Wache geführt wurde, von einem als gewalttätig bekannten Beamten mit einem wuchtigen Fausthieb sinnlos die Schneidezähne ausgeschlagen wurden, nachdem er den „Kollegen“ beschimpft hatte, machte tiefen Eindruck auf meinen Freund und mich. Proteste gegen derartiges Verhalten durch jüngere Kollegen führten seitens der Täter zu üblen Schikanen. Den Mut, diese „Kollegen“ anzuzeigen, brachten wir leider damals nicht auf.

Mobbing – Oder: Die sollen sich nicht so anstellen!

Der innerdienstliche Umgang mit jüngeren Beamten war insgesamt nicht gerade zimperlich. Vorgänge, die heute unter dem modernen Begriff „Mobbing“ eine Heimat finden, wurden damals von den Wortführern der Dienstgruppe als „Spaß“ oder „Erziehung junger Kollegen“ klassifiziert. So war es beliebt, vor Einsätzen Ausrüstungsteile jüngerer, in der Hackordnung unten stehender Kollegen zu verstecken. Man überreichte ihnen dann die angeblich von ihnen verklüngelten Teile nach kurzer Zeit mit dem Hinweis, dass sie ja auf ihre Sachen nicht Acht gäben und zur Strafe eine Kiste Bier für die Dienstgruppe ausgeben müssten. Für Alles und Jedes war die Bestrafung durch den Kauf eine Bierkiste vorgesehen, so dass man in manchen Monaten gleich mehrfach zum Getränkemarkt fahren musste, um seine Sühneleistung zu erbringen. Es bedarf sicherlich keiner besonderen Erwähnung, dass die Bierlieferanten einerseits und die Nutznießer und „Gesetzgeber“ dieser Regelungen andererseits unterschiedlichen Lagern der Dienstgruppe angehörten. Die Sauferei einiger Kollegen fand 1984 ein Ende, als der amtierende Schutzbereichsleiter POR Scheidtmann davon Wind bekam und ein absolutes Alkoholverbot für alle Diensträume in der Stadtmitte aussprach.

In übler Erinnerung ist mir aus dieser Zeit auch noch der damalige Wachdienstführer unserer Dienstgruppe, ein Beamter von Mitte Dreißig, der mit seiner harten und zynischen Art die jüngeren Beamten in Angst und Schrecken versetzte. So war es für ihn eine Normalität, Jüngere, bei denen er etwa einen Fehler beim Fertigen der Straf- oder Unfallanzeigen entdeckt hatte, auch vor den Ohren unbeteiligter Bürger anzuschreien und übel zu beleidigen. Derselbe Beamte wurde viele Jahre später aufgrund schwerer Straftaten festgenommen und einer mehrjährigen Haftstrafe

zugeführt. Ich mache keinen Hehl daraus, dass ich mich aufrichtig freute, als ich von seiner Festnahme hörte. Ein anderer Kollege, der ebenfalls unter ihm gelitten hatten, drückte seine Zufriedenheit mit den Worten aus: „Wir haben auf dem Flur getanzt, als wir hörten, dass der in den Knast muss.“

Flucht in die Einsatzhundertschaft

Nach einem Jahr Einzeldienst kamen bei dem befreundeten Kollegen und mir, aber auch bei einigen anderen jüngeren Kollegen, die in der Hierarchie ganz unten standen, Fluchtgedanken auf. Während es meinem Freund gelang, sich schon nach zwei Jahren in die Einsatzhundertschaft in der ehemaligen Polizeischule an der Norbertstraße versetzen zu lassen, war mir dieses Glück nicht vergönnt. Ich nahm damals an der Uni Bochum neben meinem Wechseldienst ein Jura-Studium auf und hoffte, mir ein zweites berufliches Standbein außerhalb der Polizei aufbauen zu können. Nachdem ich jedoch auch in die Einsatzhundertschaft versetzt worden war, stellte ich fest, dass Polizeiarbeit auch Spaß machen kann und nicht nur aus Schikanen und persönlichen Erniedrigungen bestehen muss. Unter dem damaligen Hundertschaftsführer Ludwig Kohm, der mit seiner stringenten aber wohlwollenden Art seine Einheit gut im Griff hatte, konnte man endlich aufatmen.

Die eigentlichen Dienstgeschäfte

Neben diesen zwischenmenschlichen Problemen gab es aber auch noch den normalen Arbeitsalltag, der die Innenstadtwache aufgrund des hohen Einsatzaufkommens in der Stadtmitte für Berufsanfänger zu einem guten Übungslager machte. Am Hauptbahnhof begann sich eine offene Szene von Drogenabhängigen, Dealern und Trinkern zu etablieren, zunächst zaghaft, später jedoch mit immer stärkerer personeller Besetzung. Zu den Schlägereien zwischen den Szene-Angehörigen rückten wir mit VW Passat-Modellen der ersten Generation aus. Gerade einmal vier Jahre waren die neuen Uniformen mit beiger Hose und dunkelgrüner Jacke eingeführt, die die komplett-grüne Uniform abgelöst hatte. Der – später an den Rand der Innenstadt verdrängte – Straßenstrich florierte, so dass es im Bankenviertel an der Lindenallee, aber auch an der Hachestraße und Maxstraße teilweise zu Verkehrsstockungen kam, weil Freier, die den Kontakt zu den „Königinnen der Nacht“ am Straßenrand suchten, anhielten und ihre erotischen Wünsche mit den Dirnen besprachen.

Der erste Verstorbene, den ich im Dienst zu Gesicht bekam, war ein Unternehmer, der sich in der Alfredstraße mit einem Gewehr in den Kopf geschossen hatte. Auf der Fahrt von der Gerling-Wache zum Einsatzort war ich von einem mulmigen Gefühl begleitet, weil ich noch niemals zuvor einen Toten gesehen hatte. Als Reaktion auf den Anblick hielt ich vom Erbrechen bis hin zu einer Ohnmacht meinerseits alles für möglich. In der Wohnung, in der der Suizidant lag, nur wenige Meter von der alten Synagoge entfernt, schlich ich hinter den beiden anderen Kollegen her, die solche Anblicke gewohnt waren. An der Tür des Schlafzimmers, in dem der Tote lag, arbeitete ich mich Stück für Stück an den Leichenfundort heran. Erst sah ich zwei Füße auf dem Boden, dann zwei Beine, Blutspritzer, einen Körper Ich wurde zwar nicht ohnmächtig, aber der Anblick reichte mir völlig.

„Meinen“ ersten Mord erlebte ich 1983 oder 1984 an der Töpferstraße, als ich zusammen mit meinem Streifenkollegen dorthin beordert wurde. Als wir eintrafen,

stand dort etwa hundert Meter von der Kreuzung Rellinghauser Straße entfernt bereits ein Notarztwagen, in dem das Tatopfer notversorgt wurde. Es handelte dabei um den Filialleiter eines nahe gelegenen Lebensmittelmarktes, der eine Geldbombe mit den Einnahmen des Geschäftes zur Bank bringen wollte. Nach kurzer Wegstrecke kam von der Seite ein Mann und zerrte an der Tasche mit dem Geldbehälter. Der Filialleiter wehrte sich nach Aussagen von Zeugen heftig gegen den Angreifer, worauf dieser eine Pistole zog und sein gesamtes Magazin auf den wehrlosen Kaufmann abfeuerte. Der Notarzt konnte für das schwer verletzte Opfer nichts mehr tun. Der Mann war wenig später tot, der Täter geflohen.

Pendelverkehr zwischen Gerling-Wache und Straßenverkehrsamt

Mittelalterlich mutete noch in der ersten Hälfte der 80er Jahre der Transfer von Kraftfahrzeughalterdaten an. Während man tagsüber für Ermittlungen beim Straßenverkehrsamt am Pferdemarkt die nötigen Daten telefonisch abrufen konnte, war dies nachts und am Wochenende mangels Personal nicht möglich. Musste in Essen oder anderen Behörden zu diesen Zeiten ein Fahrzeughalter in Erfahrung gebracht werden, so wurde die Wache an der Gerlingstraße angerufen. Ein Beamter der Wache, der in jeder Schicht eigens für diesen und ähnliche Zwecke abgestellt wurde, lief über die Schützenbahn zum Straßenverkehrsamt hinüber, arbeitete sich mit dem Schlüssel durch mehrere Türen und suchte aus einer „Grabbelkartei“ die gewünschten Daten heraus. Dann ging es wieder zu Fuß zurück zur Wache und die Daten wurden weitergeleitet. Mit etwas Pech konnte man als Betroffener die halbe Nacht zwischen der Gerlingstraße und dem Pferdemarkt hin und her laufen. Besonderer Beliebtheit erfreuten sich diese Dienste natürlich im Winter bei Eis und Schnee.

Müde bis zum Umfallen

In Zeiten des Computers fällt heute auch die Vorstellung schwer, dass jedes Schriftstück, das erstellt wurde, mit der Schreibmaschine geschrieben werden musste. Ein Tippfehler war entweder für ewig und alle Zeiten in dem Dokument festgehalten oder man riss sein Werk, möglichst kurz vor der Vollendung, aus der Schreibmaschine und fing noch einmal ganz von vorne an. Bei pingeligen Vorgesetzten konnte schon die Frage, ob man eine Überschrift gesperrt geschrieben oder unterstrichen hatte oder nicht, dafür sorgen, dass man besonders als junger Polizist von vorne anfangen durfte. Geradezu körperliches Leid wurde ausgelöst, wenn man völlig übernächtigt am Ende einer Nachtschicht einen schweren Verkehrsunfall, natürlich mit handschriftlicher Skizze, zu Papier bringen musste und sich dabei verschrieben hatte. Da solche die Fertigung solcher Schriftstücke weder auf die nächste Schicht verschiebbar war noch nennenswerte Mängel aufweisen durfte, hieß dies, dass man völlig übernächtigt nach zehn Stunden Nachtdienst noch einmal von Anfang an beginnen musste. Mancher der Kollegen, die nach vollbrachter Tat nach Hause gefahren sind, dürfte dies nur mit Streichhölzern zwischen den Augenlidern geschafft haben.